

Das Problem der Übervölkerung

Vortrag von Prof. Dr. *Peter Heinrich Schmidt*, St. Gallen,
gehalten an der Jahresversammlung

der Schweizerischen Statistischen Gesellschaft am 26. Oktober 1929 in St. Gallen

Um die bedeutungsvollen Fragen, die sich an den Begriff der Übervölkerung knüpfen, aus dem Bereich der Schlagworte in das Gebiet ernster Untersuchung zu führen, müssen *Wirtschaftslehre* und *Geographie* mit der *Statistik* zusammenarbeiten. Eine besondere Richtung der Wirtschaftslehre stellt der unbegrenzten Vermehrungskraft der Menschen die beschränkten Unterhaltmittel gegenüber. Sie sucht die Wirkung drohender Gefahren bereits in der Gegenwart; der Natur und ihren unerbittlichen Gesetzen wird die Not beigemessen, die auf den Allzuvielen lastet; eine abstrakte Lehre wird daraus abgeleitet und praktische Lebensregeln für diejenigen, die «nicht am Tische des Lebens sitzen», und dazu gehören nicht nur einzelne Volksschichten, sondern ganze Völker, heute sogar grosse Kulturnationen. Der schottische Prediger, der diese Weisheit zum ersten Male zusammenfasste, gilt heute — nicht ohne Widerspruch allerdings — als ein Klassiker der politischen Ökonomie. Jede Untersuchung der Bevölkerungsfrage setzt sich mit ihm auseinander; jede stellt das Verhältnis der Menschenzahl zu ihren Unterhaltmitteln in den Brennpunkt der Erörterung. Sismondi — wir verdanken unserm verehrten Vorsitzenden eine wertvolle Darstellung seiner Bedeutung für die Bevölkerungslehre — stellte als Aufgabe der Wirtschaftsforschung hin, das Mass der Bevölkerung und des Wohlstandes zu finden, qui garantira le plus de bonheur à l'espèce humaine sur un espace donné. Auf einem gegebenen Raum! Damit wird eigentlich die Untersuchung in das Gebiet der Geographie verwiesen.

Seitdem Friedrich Ratzel im zweiten Bande seiner Anthropogeographie versucht hat, das «statistische Bild der Menschheit» zu entwerfen, haben die Geographen mit Eifer der Fragen sich angenommen, die aus dem Verhältnis der Volkszahl zu den bewohnten Flächen sich ergeben. Ihre Aufgabe ist es, die natürliche Ausstattung der Erdräume und damit ihre wirtschaftliche Ergiebigkeit in den Vordergrund zu stellen, und es offenbart sich uns dabei das eigenartige Verhältnis der Natur und der Wirtschaft zur Volkszahl, denn je schärfer wir diese auf die Raumeinheiten beziehen, je enger wir die Fassungsräume zergliedern, um so deutlicher wird uns der Zusammenhang zwischen der Arbeitsweise und der örtlichen Drängung und Lockerung der Menschen. Wenn dabei der unmittelbare Einfluss der Natur immer mehr zurücktritt, je mehr an den

Stätten der Verarbeitung und der Vermittlung der Güter die Menschen sich ballen, so bleibt doch der mittelbare Einfluss der Natur überall zwingend: immer, in Handel und Industrie nicht minder wie in Landwirtschaft und Bergbau, gründet sich die Wirtschaft des Menschen auf die Begrenztheit der Erdräume, die Mannigfaltigkeit ihrer Ausstattung, die nachlassende Ergiebigkeit der Böden, die Knappheit aller wirtschaftlichen Güter auf der Erde.

Von dieser Betrachtungsweise der Geographie auszugehen, liegt mir besonders nahe¹⁾. Auch der Gegenstand drängt dazu, denn wenn wir von *Bevölkerung* sprechen, von *populatio*, *populare*, dann setzen wir ohne weiteres die Menschenzahl zur Bodenfläche in Beziehung, und zwar nicht zu einer mathematischen Fläche, sondern zu den einzelnen Erdräumen mit ihrer mannigfaltigen Ausstattung, ihrer wechselnden Befähigung, den Menschen Unterhaltmittel zu gewähren, und wenn wir irgend von *Übervölkerung* sprechen, so meinen wir ja, dass die Ergiebigkeit der bewohnten Fläche zur Deckung des Lebensbedarfs der auf ihr wohnenden Menschen nicht ausreiche.

Dieser Lebensbedarf der Menschen aber ist so vielgestaltig, dass in der anscheinend einfachen Formel zahlreiche ungelöste Glieder hervortreten. Er beschränkt sich keineswegs auf die Ernährung, sondern erstreckt sich auf Wohnung und Kleidung; er begnügt sich nicht mit der Erhaltung des nackten Daseins, des Darbeminimums; er umfasst auch die mannigfaltigen Kultur- und Luxusbedürfnisse, die gesellschaftlich sich als unentbehrlich herausgebildet haben. Die Deckung dieses vielgestaltigen Bedarfs hängt dabei ab von dem Masse, in dem die Menschen den Reichtum der Erdräume an nutzbaren Gaben erkennen und nutzen.

Wenn man geneigt ist, auch diese Verhältnisse auf eine kurze Formel zu bringen, die Ergiebigkeit der Erdräume den Bedürfnissen und den Nutzungskräften der Menschen gegenüberzustellen, so ergibt sich gerade daraus, dass es sich auch hier keineswegs um ein mathematisches Problem handelt. Wir stehen vor einer engen Verflochtenheit biologischer und wirtschaftlicher Probleme.

Es wäre Aufgabe des Statistikers, diese biologischen und wirtschaftlichen Beziehungen zahlenmässig darzustellen, diesen Zusammenhang der Probleme schliesslich auf ein mathematisches Problem zurückzuführen. Die Zahlen aber, auf die er sich stützen kann, reichen bei weitem nicht aus, um den Schlussfolgerungen nachzugehen, an denen den Fragestellern am meisten gelegen ist, und so muss denn an Stelle der strengen Zählung die Schätzung treten, und wo auch diese versagt — da es sich vielfach um Erscheinungen handelt, die jeder zahlenmässigen Erfassung spotten —, so muss man auf die erwünschten Schlussfolgerungen verzichten oder dann zu willkürlichen Annahmen greifen. Es ist zu sagen, dass alle Versuche, das Problem der Übervölkerung der Erde oder auch einzelner Länder zahlenmässig zu erfassen, ausnahmslos diesem Schicksal verfallen sind.

Ich muss darauf verzichten, rechnerische Ergebnisse dieser Art vorzulegen; aber wohl, denke ich, ist Ihnen gedient, wenn wir einen kurzen Blick werfen auf

¹⁾ Es sei mir gestattet, den Leser auf mein Buch *«Wirtschaftsforschung und Geographie»* (Jena 1925, Gustav Fischer) zu verweisen.

die Wege, die zur Aufhellung des Problems führen. Vielleicht, dass damit in Teilgebieten des Gesamtproblems doch eine gewisse Gesetzmässigkeit der Erscheinungen sich ergibt. Dabei müssen wir allerdings von vornherein der Versuchung widerstehen, als Naturgesetze aufzufassen, was lediglich in dem Verhältnis des Menschen zur Natur begründet liegt. Nicht mit der Natur, wie sie an sich ist, und nicht mit dem Menschen an sich haben wir es zu tun; das Verhältnis vielmehr, wie die Menschen der Natur gegenübertreten, dieses vielfach gestaltete und stets sich verändernde Verhältnis, bestimmt die Ausnützung der Lebensräume und damit die Grenze der menschlichen Vermehrungskraft. Die Einrichtungen des Menschen selbst also bieten uns den Massstab, wie weit die Natur ihre Hand zu öffnen bereit ist. Darum konnte F. List erklären, jeder Wirtschaftszustand habe eine bestimmte Fassungskraft für die Bevölkerung, und K. Marx den Satz aufstellen, jede Produktionsweise habe ihr besonderes Bevölkerungsgesetz. Darüber gibt auch jede Karte der Bevölkerungsdichte Aufschluss. Die Gebiete der Sammelwirtschaft, der Jäger- und Fischervölker, der nomadischen Viehwirtschaft, des urtümlichen Ackerbaus, des entwickelten Feldbaus, die Industriegebiete, die Sammelplätze des Weltverkehrs, alle heben sich deutlich voneinander ab durch die Eigenart ihrer Volksdichte. Auf jeder Wirtschaftsstufe wird immer wieder, sobald die bisherige Wirtschaftsweise nicht ausreicht, den wachsenden Bedarf zu decken, ein Gegensatz zwischen Unterhaltsmitteln und Bedarf sich einstellen. Auf dem fruchtbarsten Waldboden kann bei geringster Volksdichte ein Jägervolk zugrundegehen, wenn der Wildbestand versagt. Immer wieder sind die Hirtenvölker aus ihren dünnen Steppen in die fruchtbaren Stromgebiete herausgebrochen. Bauernvölker haben immer wieder Bodennot und den stärksten Auswanderungsdrang. Immer sind die Industriestaaten abhängig von der Zufuhr fremder Lebensmittel und vom Absatz im Auslande.

Mit der Steigerung der wirtschaftlichen Kultur erhöht sich immer mehr die Nährkraft der Fassungsräume, und heute ist die Grenze der Nährkraft der Erde in keinem Lande auch nur im entferntesten erreicht worden. Selbst in den Industriestaaten mit grosser Volksdichte gibt es noch ausgedehnte Ödflächen, Grossgüter mit oberflächlicher Ausnützung des Bodenreichtums, eine Besitzersplitterung, die jedem Begriff der Wirtschaftlichkeit ins Gesicht schlägt; ja, die überwiegende Menge des Kulturbodens wird Nutzungsarten zugewandt, die nur geringen Ertrag geben. Erst recht in den dünnbevölkerten Ländern ist der Ertrag der Erde noch ungeheurer Steigerung fähig. Riesige, von Fruchtbarkeit strotzende Länderstrecken sind äusserst dünn bevölkert. So die tropischen Waldländer des Amazonas und des Kongo, die in ihrer Weite und Bodenfülle eine noch zahlreichere Aufnahmefähigkeit haben als selbst Bengalen und Java. Wohin wir unsere Blicke wenden, finden wir, dass die Menschenverbreitung nicht im gerinsten den Lebensmöglichkeiten entspricht, wie die Erdoberfläche sie bietet.

Wenn wir den Ursachen im einzelnen nachgehen, wenn wir feststellen, dass es an Händen fehlt, den Segen der Erde zu empfangen, an Kapitalien, die Arbeit erfolgreich zu gestalten, an Zufuhrwegen, an Absatzgelegenheit, eben dann wird unser Gedankengang aufs neue in die Richtung gedrängt, in der wir uns soeben

bewegt haben: die sozialen Verhältnisse sind letzthin entscheidend und nicht die Mutter Natur.

Dass der Menschheit unsere Erde zu eng werde, darum kann es sich jedenfalls jetzt und auf unberechenbare Zeit gar nicht handeln. Wirklich unberechenbar? Aber haben sich denn nicht viele Geographen und Statistiker schon dahinter gemacht, die Endgrösse und sogar die zeitliche Grenze der Menschenvermehrung auf der Erde in genauen Zahlen kundzugeben, und erscheint nicht fast jedes Jahr eine neue Rechnung darüber? Der Drang, sich damit zu befassen, scheint wirklich unilgbar zu sein. Der Menschengest greift ja so gerne in die Zukunft; sie ist doch der Magnet alles geistigen Lebens, und von der Zukunft unserer Nachkommen und unserer Volksgemeinschaft schweift der Blick leicht in die Zukunft der Menschheit. Das Gebot «Seid fruchtbar, mehret Euch, füllet die Erde» ist ja nicht einem auserwählten Volke, sondern der ganzen Menschheit zuteil geworden, und der Gedanke an eine Endgrösse der Menschenvermehrung, an ein Versagen des Füllhorns der Schöpfung steht doch wohl in einigem Zusammenhang mit dem Zweck und Ziel alles Menschentums und dadurch auch mit dem unendlichen Gesichtskreis unserer Weltanschauung. Daraus — und nicht etwa aus der Not des Tages — entspringt wohl auch der Reiz jener immer wieder auftauchenden Frage.

Aber noch ein anderes wirkt dahin, dass sie gerade jetzt so gerne aufgegriffen wird. Ist es auch keine dringende Not, so sind es doch besondere Erscheinungen unserer Zeit. Gerade in den Jahrzehnten, in denen wir leben, offenbart die Geschichte der Beziehungen der Menschheit zu den Nährräumen der Erde — es ist eine sehr wechselreiche und noch gar nicht geschriebene Geschichte — ihre grösste Schicksalswende. Denn in der bisherigen Entwicklung handelte es sich in diesen Beziehungen vornehmlich um den Kampf der Ackerbauer gegen die Nomaden und Jäger, und bis vor kurzem standen der ackerbauenden Menschheit in den Randgebieten der wirtschaftlichen Kultur immer noch weite Flächen freier, unbenützter Böden offen. Von den grossen Entdeckungen an bis auf unsere Tage haben jedoch die europäischen Ackerbauer den Nomaden, Jägern und Fischern ein Nährgebiet nach dem andern entrissen und unter den Pflug genommen; durch die Ausbreitung der Eisenbahnen wurden in den gemässigten Zonen die letzten grossen Flächen fruchtbarer Schwemmböden in den Bereich der europäischen Wirtschaft gezogen. Da ergoss sich der Strom der auswandernden europäischen Ackerbauer über die nordamerikanischen Prärien und die fruchtbaren Gefilde der kanadischen Seenplatte, in Südamerika bis in die argentinischen Pampas und in Russland in die Region der üppigen schwarzen Erde. So wanderte der Feldbau im Drang nach fruchtbarem Neuland in Nordamerika nach Westen, in Osteuropa nach dem Südosten, und jetzt gibt es günstig gelegene freie Böden im alten Sinne nicht mehr. Man muss den geringergiebigsten und unter Aufwendung höherer Kosten auch den entlegenen Böden im Westen und Norden Kanadas und in Sibirien sich zuwenden, um Neuland zu gewinnen; man muss die Bodenkraft sorgfältiger verwenden, in immer mehr Gebieten von der oberflächlichen Nutzung zur eindringlichen Wirtschaft übergehen, und so sieht sich die wachsende Menschheit zum erstenmal in ihrer Geschichte vor die Lebensfrage gestellt, wie

sich ihre Zahl und ihr Nährbedarf zur Nutzfläche der Erde stellt. Erst in unserer Zeit, die alle Erdteile in engen Zusammenhang bringt und in der die Aufteilung der Erde unter die grossen Mächte sich vollzogen hat, ist die Geschichte der Menschheit eigentlich zur Weltgeschichte geworden, die Staatskunst zur Weltpolitik. Was dem Blick der Menschen vormals ferne lag, tritt heute in greifbare Nähe; die weiten Räume verengen sich, wir denken in Erdteilen; die staatliche Verbundenheit der Völker ist angebahnt, ihre Erfüllung schwebt nicht nur dem Schwärmer vor Augen. Als grosses gemeinsames Ziel eröffnet sich einer geeinten Menschheit: die planmässige Urbarmachung und Nutzung der Erde.

Doch alles erdumfassende Tun wird immer wieder auf sich selbst zurückgeworfen durch die Rundung unsres Planeten. Sie stellt uns ewige Schranken und weist uns auf die harten geographischen Tatsachen hin: die Begrenztheit der Festländer, die Lagerung der Klimagürtel und damit der Lebenszonen, die Kargheit der Nährböden, die Knappheit und Ortsgebundenheit aller dem Boden entspriessenden Gaben der Natur. Der Gedanke an die Schranken, die der Ausbreitung und Vermehrung der Menschheit gesetzt sind, zwingt den forschenden Geist, der schwärmenden Vorstellung zu entsagen, um in ernsten Begriffen dieser Dinge Herr zu werden. Nur die Zahl verheisst ihm völlige Klarheit. Die zahlenmässige Erfassung der vor der Menschheit liegenden Zukunft erhebt sich als Ziel wissenschaftlichen Strebens.

Der erste, der eines geographischen Verfahrens sich bediente, um die Höchstzahl der künftigen Erdbevölkerung zu berechnen, war der Engländer Ravenstein. Er kam auf nahezu 6 Milliarden. Als Grundlage dienten ihm die «fruchtbaren Flächen» der Erde, die er mit 73 Millionen qkm annahm, und die Steppenländer, die er mit 36 Millionen einstellte. Der Amerikaner East kam auf 5,2 Milliarden, der Deutsche Fircks auf $9\frac{1}{2}$. Der grosse Physiogeograph Albrecht Penck befasste sich auch mit der Frage und rechnete mit 8—9 Milliarden. Der württembergische Statistiker H. Losch berechnete, dass heute 7 Milliarden auf der Erde leben könnten. Der Sozialökonom Karl Ballod stieg bis auf 18—19 Milliarden. Am weitesten ging G. H. Knibbs, der Begründer einer «Mathematical theory of population». Er kam auf 132 Milliarden Menschen; in 450 Jahren sei diese Endgrenze erreicht. Diese Berechnungen erschienen in Form gelehrter Abhandlungen und werden in wissenschaftlichen Handbüchern wiedergegeben. Aber sie alle entbehren der wichtigsten Grundlagen, die als Ausgangspunkte dienen müssten; sie stützen sich in erster Linie auf vage Schätzungen der Bodenflächen, die nach dem Stande der heutigen Technik nutzbar gemacht werden könnten. Der Nutzraum der Menschheit aber ist eine geschichtlich überaus wandelbare Grösse; in jedem Zeitalter hing er ab von der technischen Entwicklungsstufe und den sozialen Einrichtungen, also von der Masse, in der die Menschen die Naturgaben sich nutzbar machen. Die Viehzucht erst erschloss die Steppen, die Schifffahrt die Meere. So wird auch in Zukunft der Nutzraum der Menschheit aller Voraussicht nach sich noch ausdehnen weit über die heutigen technischen Möglichkeiten hinaus. Wir wissen ja gar nicht, welche Kräfte dem Menschen noch erschlossen werden, inwieweit er künftig mit den Kräften der Winde oder der Sonnenstrahlen Wüsteneien bewässern und urbar machen kann. Im Gegensatz

zu den Stoffen, die der Mensch aufbraucht, ist ein grosser Teil der Kräfte, die er verwendet, in den Formen, wie sie sich bieten, unerschöpflich, immer wieder sich erneuernd. Hier steht der Mensch vor einem wahrhaft grenzenlosen Reichtum der Natur. Diese unendliche Fülle von Kraft wird ihm über die schwere Zukunftsfrage der Stofferschöpfung hinweghelfen. Die Kraft wird Stoffe in neuen Formen schaffen, erschöpfte Stoffe ersetzen, den Böden neuen Gehalt geben, Ödland in Kulturboden verwandeln. Es wird in Zukunft keine Wüsten mehr geben. Das Wort klingt utopisch; aber ist es im Zeitalter der Zeppeline und des Radioverkehrs denn eine so ungeheuerliche Vorstellung, dass es der Menschheit einmal gelingen werde, entsalztes Meerwasser auf die Hochflächen der Trockengebiete zu leiten?

Wir kennen also die künftigen Nutzflächen der Menschheit nicht, noch weniger kennen wir ihren künftigen Ertrag. Was wissen wir heute, welche Arten der Bodennutzung unserer Kenntnis sich noch erschliessen werden? Gewiss wird immer die Kargheit der fruchtbaren Böden an bestimmten Erdstellen sich fühlbar machen; immer wird der Mensch um den Bodenertrag zu ringen haben, dieser Kampf wird nie aufhören; aber wie weit in diesem Kampfe der Herrschaftsbereich des Menschen sich noch ausdehnen mag, das ist unserm Wissen verschlossen, und alle Berechnungen hierüber sind im günstigen Falle Spielereien, leere Zahlenreihen in die Luft hinaus. Das entscheidende Wort über das Wachstum der Menschheit spricht nicht der heutige Geograph oder Statistiker, sondern der künftige Techniker. Nebenbei gesagt: die Grenzen der Wirksamkeit einer wissenschaftlichen Arbeitsweise bestimmen, heisst nicht diese herabsetzen, heisst im Gegenteil ihr huldigen, ihren Ernst und ihre Bedeutung gebührend würdigen.

Wandelbar wie die Nutzflächen, die der Mensch sich erschliesst, wie die Arbeitsmittel, deren er sich bedient, wie die Erträge, die er dem Boden abringt, sind auch die Bedürfnisse, die er entfaltet. Wenn Übervölkerung ein Missverhältnis darstellt zwischen Zahl und Unterhaltungsmitteln der Menschen, dann müssen wir, um zwischen Zahl und Unterhalt das Verhältnis zu ermitteln, die Bedürfnisse der Menschen feststellen, ein Durchschnittsbedürfnis in die Rechnung setzen. Dabei darf man sich aber keineswegs damit begnügen, den Nährbedarf allein zu berücksichtigen. Selbst zum Darbeminimum gehören ja Kleider und Wohnung. Und darüber hinaus gehören zu den Bedürfnissen auch die des Luxus und der Kultur. Wir müssen die des Luxus voranstellen, denn über die Hälfte der Arbeit der Menschheit wird geleistet, um Dinge herzustellen, die zur Aufrechterhaltung des Lebens und der Gesittung nicht erforderlich sind. Wenn es sich also um das Problem der Übervölkerung handelt, um ein Missverhältnis zwischen der Menschenzahl und ihren Unterhaltungsmitteln, dann wird man den Kultur- wie den Luxusbedarf der Menschheit wohl in den Vordergrund der Betrachtung rücken. Jedenfalls für die Gegenwart; aber auch für die Zukunft, denn wir können uns doch kaum entschliessen, die künftige Bevölkerung der Erde im Zustande der Feuerländer uns vorzustellen; eher können wir doch wohl mit einer Vermehrung und jedenfalls mit einer Verallgemeinerung der Bedürfnisse rechnen, hoffentlich auch mit ihrer Veredlung.

Nun ist selbst für die Gegenwart die Berechnung eines Durchschnittbedarfs der Erdbevölkerung keine leichte Aufgabe. Man denke nur an die Unterschiede, die das Klima auferlegt, dann vor allem an die, welche die Besitzverteilung hervorruft. Hier ergibt sich deutlich, dass die Bevölkerungsfrage zunächst gar keine Frage des Ertrags der Erde ist, sondern der Verteilung dieses Ertrags auf Völker und Volksschichten. Nicht die Naturwissenschaften sprechen hier das entscheidende Wort, sondern die Staats- und Sozialwissenschaften. Die Böden Bengalens und Javas tragen die dichteste Bevölkerung, und doch werfen sie über deren Unterhalt hinaus einen Ertrag ab, der Grossbritannien und die Niederlande zu reichen Ländern macht. Nicht der Boden und das Klima allein also, auch nicht die Arbeitsweise und ihre Wandlungen allein sind massgebend für die Fassungskraft eines Landes, auch der wechselnde Bedarf der Bewohner ist zu berücksichtigen. Die Volksdichte Chinas, Bengalens und Javas gründet sich nicht nur auf Bodenkraft und Arbeitsweise, sondern auch auf die geringen Lebensansprüche der Arbeitenden. Diese Ansprüche und damit die Kaufkraft zu mehrten, darauf ist der Eifer des europäisch-amerikanischen Handels in Asien gerichtet. Die Folgen werden von weltgeschichtlicher Bedeutung sein. Wenn ländliche Gebiete in Europa eine solche Volksdichte hätten, so würden wir von unerträglicher Übervölkerung reden. Die Europäer würden aber auch als unerträgliche Übervölkerung ansehen, wenn sie verzichten müssten auf das, was sie zuviel verzehren. Ich rede von dem Massenverbrauch — ich wiederhole Massenverbrauch — überflüssiger und schädlicher Dinge. Eigentlich sollte, wer den Mut hat, von Übervölkerung zu reden, seiner Betrachtung voranstellen die riesigen Flächen fruchtbaren Landes, die zur Erzeugung dieser Dinge dienen, dazu die Arbeitskräfte und Kapitalien, die zu ihrer Herstellung verwendet werden, während doch zur Nutzung brachliegender Böden Arbeitskräfte und Kapitalien mangeln.

Jede Wirtschaftsfrage ist ja letzten Endes eine psychologische Frage, eine Frage der Seele. Das Ziel der Wirtschaft kann ebensowenig wie der Daseinszweck des Menschen darin liegen, möglichst viele Güter oder gar möglichst viele überflüssige und schädliche zu verbrauchen. Auch das Glück des Menschen ist lediglich eine Sache der Seele, nicht etwa des Verbrauchs der Güter. Und doch hängt die wirtschaftliche Tätigkeit mit der Frage nach dem Glück des Menschen aufs engste zusammen. Denn kluge, das ist wirklich zweckmässige Verwendung des knappen Gütervorrats der Erde mündet aus in dem Versagen schädlicher Genüsse, in den Forderungen nach Sparsamkeit, Hingabe und Arbeitsfreude, alles Forderungen, die im Gegensatz stehen zu den Auffassungen, die heute die Welt beherrschen und den Widerspruch hervorrufen aller derer, die vom Verschleiss überflüssiger Dinge leben, die an deren Verbrauch sich gewöhnt haben und in deren Massenverbrauch einen Fortschritt der Menschheit erblicken, ja den Massstab der Kultur.

So müssen wir also dem Begriff der Übervölkerung, wie wir ihn aufgestellt haben, noch ein Merkmal beifügen und müssen sagen, dass es sich bei Übervölkerung handelt um das Missverhältnis zwischen der Zahl der Menschen und ihren *beanspruchten* Unterhaltungsmitteln. Auch der landläufige Begriff der Übervölkerung deckt sich mit dieser Auffassung. Selbst im kleinsten Wirkungskreis.

Wenn irgendeine Bevölkerungsschicht in ihrem Vorwärtskommen sich gehemmt sieht, wird dies als Übervölkerung empfunden. Im Volksmund heisst es dann: «s'hätt halt z'viel Lüt!»

Hier drängt sich nun in die Betrachtung der Begriff der räumlichen Einheit ein, auf die wir unsere Auffassung von Übervölkerung beziehen wollen. Denn das ist doch klar, dass wir nicht jede unzulängliche Bedarfsdeckung eines Teils der Bevölkerung und nicht jeden örtlich auftretenden Mangel an Unterhaltsmitteln als Übervölkerung bezeichnen können. Dass es nicht gleichgültig ist, ob wir grosse oder kleine Kreise ins Auge fassen, das ergibt sich mit Nachdruck, wenn wir etwa, wie eine besondere Auffassung der Übervölkerung es beansprucht, einen Massstab der Unterscheidung schon in dem Missverhältnis zwischen Bedarf und Eigenproduktion eines Gebietes erblicken wollten. Um einer Übervölkerung in diesem engeren Sinne zu entgehen, müssten wir darauf verzichten, die Gegenstände unseres Bedarfs von dort zu beziehen, wo sie am vorteilhaftesten erzeugt werden, müssten wir nur Dinge gebrauchen, die im Umkreis unseres Wohnortes gedeihen. Wie weit nun aber — diese Frage ist eben von entscheidender Bedeutung! — sollen wir denn diesen Umkreis ziehen? Je kleiner wir ihn fassen, um so schroffer gestaltet sich das Missverhältnis zwischen Bedarf und Eigenproduktion. In den Brennpunkten der wirtschaftlichen Kultur, an den Orten des Umschlages und der Verarbeitung der Güter wird das Missverhältnis am grössten sein. Die Bevölkerung drängt sich doch zusammen oder verstreut sich je nach der Verteilung der Standorte der wirtschaftlichen Tätigkeiten gemäss den Vorschriften der Natur wie der sozialen Entwicklung. Die Volksmassen der einen Gebiete sind von denen der andern abhängig, und alle haben als Einzugsgebiet ihrer mannigfachen Bedürfnisse das ganze Erdenrund.

In diese tausendfältige, die Erde überspannende und die Wirtschaft aller Völker durchdringende Verflochtenheit der Bedarfsdeckung drängt aber nun die Gewalt der Staaten sich ein, der Weltstaaten, die in gewaltigem stillen Krieg um die Reichtumsquellen der Erde ringen, und der vielen andern, die miteinander im wirtschaftlichen Handgemenge sich befinden. In Europa haben wir heute siebenundzwanzig Staaten, die sich als nationale Wirtschaftsgebiete aufgetan haben. Sie alle sind laut Verträgen und Verfassungen auf ewige Dauer gegründet mitsamt ihren zum Teil höchst absonderlichen Grenzen, die geschichtlich überkommen oder neuerdings willkürlich gezogen sind, die vielfach allen Gesetzen der Natur und Geboten der Wirtschaftlichkeit widersprechen, die aber doch das Wohl und Wehe der Völker bestimmen und deren Sinn und Geist im Banne halten. Ihren Zickzacklinien entlang ziehen sich die Schranken, welche die Staaten gegeneinander errichten. Mögen unsere Gebirge durchbohrt, unsere Ströme durch Kanäle verbunden werden, Flugzeuge über unsern Häuptern surren, ein unterirdisches Kabelnetz unter unsern Füßen sich ausbreiten, mögen wir einen Völkerbund haben und fortgesetzt von Paneuropa sprechen: alledem zum Trotz stehen die Staaten als Wirtschaftsgebiete in schroffer Kampfesstimmung und Abwehr einander gegenüber mit dem Ziel, die Einfuhr zu hemmen, die Eigenproduktion zu fördern, mit dem Ergebnis, die Eigenproduktion zu belasten, die Ausfuhr zu erschweren.

Dadurch werden Zusammendrängung und Zerstreuung der Bevölkerung entscheidend beeinflusst. Zahlreiche Industriezweige werden mit Macht an ungünstigen Standorten in die Höhe getrieben, als ob das Heil der Nationen in der Errichtung überflüssiger Fabriken liege, und während so den industriellen Treibhauspflanzen alle Huld des Staates zuteil wird, erschwert die gegenseitige Abwehrpolitik *den* Industrien das Dasein, die durch eigene Kraft emporgekommen sind. Die Errichtung überzähliger Fabriken in ungünstiger Lage wird durch die Bauernschaft selbst gefördert, die im Bunde mit den schutzbeanspruchenden Gewerben die industrielle Abwehr begünstigt. Je mehr man aber der industriellen Eigenproduktion zustrebt, um so mehr entfernt man sich von der agrarischen. So verschärfen sich in den Industriestaaten die Merkmale der Übervölkerung, und die Agrarländer eifern danach, diesen Zustand möglichst bald zu erreichen. Es ist keine Frage, dass die Nutzniesser der gegenseitigen Abwehr die Wirtschaftspolitik der europäischen Staaten bestimmen und dass sie fortgesetzt den Geist des wirtschaftlichen Kampfes in die Seelen der Völker tragen, und es ist wenig Aussicht vorhanden, dass dies sich alsobald ändere.

So deckt sich unser Problem mit der grossen Schicksalsfrage der Industrienationen. Das Bestreben der vorgeschrittenen muss notgedrungen darauf gerichtet sein, durch Entfaltung der dem Lande angemessenen Arbeitsrichtung die nationale Arbeitskraft möglichst vorteilhaft zu nutzen, hohe Werte zu erzeugen, um im Austausch mit den Erzeugnissen anderer Länder einen Überschuss zu erlangen. So gestaltet sich die Frage der Übervölkerung zu einer Frage der Wirtschaftsbilanz. Ob das Industrieland seine wachsende Bevölkerung wird erhalten können, das hängt ab von der Gestaltung seines Waren- und Geldverkehrs mit dem Auslande.

Dagegen müsste die vermehrte Eigenproduktion, die dieser Auffassung entgegengehalten wird und der die gegenwärtige Politik zustrebt, folgerichtig zu einer fortschreitenden Lockerung der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge führen, auf die Dauer notgedrungen zu ihrer völligen Lösung. Ja, dieses Ziel findet seine lauten Befürworter; es wird sogar als unabwendbar hingestellt. Kann man sich aber in unsern Industriestaaten die dauernde Unterbindung der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge überhaupt vorstellen? Etwa in England, in Belgien oder in der Schweiz? Dann nehme man hinein in die Vorstellung auch jahrelange Bürgerkriege mit Zuständen, die die Schrecken des Weltkrieges hinter sich lassen. Dann freilich hätten wir nicht nur eine Übervölkerung, bedingungsweise und verhältnismässig wie gegenwärtig in einzelnen Gebieten gemäss der Verteilung der Standorte, dann hätten wir die Übervölkerung in unbedingter Gestalt, dann wäre für Millionen ein furchtbares Schicksal hereingebrochen als Missverhältnis zwischen ihren Daseinsmitteln und ihrem dringenden Lebensbedarf.

Gerne nehmen wir an, dass es niemals und nirgendwo dazu komme; aber wir dürfen unsere Augen dennoch davor nicht verschliessen, dass die Massnahmen der Staaten wie die vorherrschenden Anschauungen mit einer dauernden und sich steigernden gegenseitigen Abwehr der Wirtschaftsgebiete rechnen. Schon versucht man ja zahlenmässig zu schätzen, wie weit denn die Fassungskraft der auf sich gestellten grossen und kleinen Staatsgebiete Europas sich wohl gestalten

möge. Nur obenhin werden bis jetzt diese Schätzungen versucht. Aber würde nicht doch ein ernsthaftes Eindringen in die Fragen, die sich hier eröffnen, von grossem praktischem Werte sein, auch wenn ihre Voraussetzung, die künftige Autarkie der Staatsgebiete, ausser Betracht fällt? Wäre es nicht von Wert für unsere wirtschaftliche Einsicht wie Tätigkeit, einmal die wirkliche eigene Unterhaltkraft auch nur eines Landes in allen Einzelheiten zahlenmässig uns vorzuführen?

Auf der Seite der Gütererzeugung würden dabei die grossen Mängel unserer Wirtschaftsgestaltung deutlich sich offenbaren; wir würden im einzelnen Hinweise erhalten auch auf das gegenwärtig Mögliche, das Verwirklichbare, wenn wir in grossem Zusammenhang und im einzelnen aufs genaue erführen, wieviel wertvolle Gaben der Natur im Lande tatlos schlummern, wie oberflächlich die Kräfte des nationalen Bodens ausgenützt werden, wieviele Flächen Ödlandes immer noch brachliegen, wieweit die unwirtschaftliche Parzellenwirtschaft und Besitzzerstückelung sich ausdehnt, wie mangelhaft die Gartenwirtschaft auf dem Lande ist, wieviel geringwertige Früchte erzeugt werden, wo hochwertige gedeihen könnten, wie wenig die weiten Spalierflächen an den Sonnenseiten der Gebäude genützt werden usw. Und wenn es dann noch möglich ist, alle diese Erscheinungen auch in ihrem wuchtigen Gesamtbilde als belanglos hinzustellen, dann wird eben gerade dadurch bewiesen, dass im strengen Sinne es doch nicht weit her sein kann mit dem, was man Übervölkerung des Landes nennt.

Auf seiten des Güterverzehr würden uns erst recht zur anschaulichen Kennzeichnung, wieweit wir von einer wirklichen Übervölkerung entfernt sind, sehr eindrucksvolle Erscheinungen in wuchtigen Zahlen entgegentreten, wollten wir einmal zusammenrechnen, welche Unsummen nationaler Arbeitsergebnisse hingegeben werden zur Deckung überflüssiger Bedürfnisse — so weit und so enge wir auch immer diesen Begriff umgrenzen mögen. Jede Vorstellung von dem, was man auch im weitesten Sinne Übervölkerung nennen mag, zerflattert gegenüber diesen Erscheinungen.

Nun zum Schluss noch einmal zurück zu dem weiten Gesichtskreis, den das Ringen des Menschen um die Lebensräume auf der Erdoberfläche uns eröffnet. Es ist ein grossartig fesselndes, wenn auch keineswegs erquickendes Schauspiel, das sich uns da bietet. Um Rohstoffquellen, Absatzgebiete, Siedlungsböden wird heute der Kampf erbitterter geführt als je. Nicht um die Zukunft der Menschheit im ganzen wird gerungen, wohl aber kämpft jedes Volk um *seine* Zukunft, um seinen Anteil an den Nutzflächen der Erde. Mehrung und Minderung der Zahl wird zur Daseinsfrage der Völker erhoben. Wie verschieden sind die Waffen und Kriegskünste in diesem Kampfe, wie verschieden die Wege, die Erfolge, die Rückschläge, die sich dabei ergeben, die Aussichten, die sich eröffnen! Wie verschieden auch die Entfaltung des Völkergeistes in diesem Ringen: Wagemut, Zukunftsfreudigkeit, Weitblick hier, dort Kleinmut, Gleichgültigkeit, Blindheit und Verzicht. Den Angelsachsen und den Russen eröffnen sich die grossartigsten Felder zur Ausdehnung, Vermehrung und Grösse; die Völker Mitteleuropas sehen sich in die Enge und den Drang ihrer begrenzten Räume gepresst. Als Malthus an seinem Buche «On Population» schrieb, zählte Grossbritannien 16,2 Millionen

Einwohner (1801). Jetzt sind es gegen 48 Millionen. Die Zahl der Englischsprechenden betrug damals noch nicht 20 Millionen; nicht lange wird es dauern, und durch Vermehrung und Einschmelzung werden es 200 Millionen sein. Der neurömische Imperialismus verkündet: *Il numero è Potenza!* Durch seinen unhemmbaren Vermehrungsdrang wird allem Anschein nach das russische Volk im künftigen Europa den Ausschlag geben, wenn irgend Zahl und Masse ihre Bedeutung bewähren. Es sind gesunde, starke Völker und Volksschichten, die wie gesunde starke Menschen der Lebensbejahung huldigen. Da es sich zum Teil um die an äusserer Kultur vorgeschrittensten Völker handelt, die durch Geburtenrückgang ein Versagen der Lebenskraft bekunden, so drängt sich die Frage auf: Ist es etwa von Vorteil für die Entwicklung der Menschheit, wenn die ausgebildeten, geistig regsamsten Völker sich mindern und die — sagen wir — unentwickelten und ungeschulten ihre Scharen Neugeborener in den Kampf des Lebens werfen? Wenn in Europa die Nationen des Westens zurückgehen, die östlichen vorrücken? Wenn in Amerika etwa die Farbigen die Oberhand bekommen sollten; wenn in den Kulturländern durch zunehmende Fürsorge wohl die Kindersterblichkeit sich mindert, die Lebensdauer verlängert wird, aber gleichzeitig die Zahl der Trunksüchtigen, der Geschlechts- und Geisteskranken und der Schwächlinge aller Art ins Riesenhafte wächst? Die Irrenanstalten von Europa und Amerika zusammengelegt würden eine Riesenstadt von der Grösse Berlins ergeben. Sie sind bevölkert zum grossen Teil mit den Opfern einer — wirtschaftlich gesprochen — von Grund aus verfehlten Art der Bedarfsdeckung.

Mitten hinein in dieses Völkerelend einer vorgeschrittenen äusserlichen Kultur drängt sich dann wohl eine Bewegung hervor, die für eine Beschränkung der Kinderzahl wirbt. Das Schlagwort der Übervölkerung spielt dabei eine grosse Rolle. Geschäftliche Nutzniesser helfen eifrig mit; in jeder Zeitung finden wir versteckt und offen ihre Anerbieten. Aber diese Werbearbeit wendet sich — das ist das Schlimme — wahllos an Gesunde und Kranke, Starke und Schwache. Erspriessliches kann sich dabei im ganzen nicht ergeben. Wir lesen bei John Ruskin, dem grossen Kündler der Schönheit und Lebenskunst: «Wir könnten noch entdecken, sagt er, dass die wahren Adern des Reichtums purpurn sind, nicht im Boden, sondern im Blute sind; vielleicht sogar, dass das letzte Ziel und die Vollendung aller Wohlfahrt besteht in der Erzeugung so vieler frischer, helläugiger, frohherziger Menschen als möglich.»

Meine Schlussfolgerungen möchte ich in die Form einfacher Fragen kleiden: Sollen wir die Gefahren einer weit entfernten Zukunft zur Richtschnur der Wirtschaftspolitik und der Lebensführung der Gegenwart machen? Sollen die entwickelten Völker und Individuen, die Träger einer höheren Kultur, ihre Vermehrung einschränken und das Fortschreiten im Kampf um den Lebensraum auf der Erde den unentwickelten, weniger kultivierten überlassen? Sollen die Vertreter gewisser Völker und Volksschichten ihre Gesinnungsgenossen veranlassen, auf die Eroberung der Zukunft zu verzichten, um andern, womöglich ihren Gegnern, Raum zum Fortschreiten zu gewähren? Soll man die Entscheidung über die Kinderzahl nicht besser ganz dem edlen Familiensinn überlassen und, statt auf Minderung der Volkszahl zu dringen, nicht vorziehen, die Menschenart zu ver-

bessern, die Fortpflanzung der Minderwertigen, der Idioten, unheilbar Kranken und Irrsinnigen einzuschränken und, statt über eine Übervölkerung des Landes zu klagen, nicht besser einer Übervölkerung der Irrenhäuser vorbeugen? Sollen wir die ungeheuren Aufgaben, die uns in den noch brachliegenden Nutzungsmöglichkeiten erwachsen, nicht ausnützen und dafür auf den Massenverbrauch überflüssiger, ja schädlicher Dinge verzichten?

Jedenfalls erwachsen aus einer ernsten Behandlung dieser Fragen dem Staate und mehr noch den einzelnen und ihren freien Verbänden hohe Aufgaben. Die wissenschaftliche Erkenntnis, mit in erster Linie die Statistik, hat die Bahn hierfür zu ebnen. Sorgen wir als Diener des Wirtschaftsgeistes in unserm Kreise und nach unsern Kräften für eine zweckmässige Verteilung und Verwendung der reichen Gaben der Natur.
